



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Busch, M.: Der Mensch vor der Eiszeit, seine Nachkommen und deren Sagen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Der Mensch vor der Eiszeit, seine Nachkommen und deren Sagen*).

Die unten genannten beiden Bücher sind von ungewöhnlich interessantem Inhalt, und wir stellen sie neben einander, weil das zweite gewisse Wahrscheinlichkeiten, zu denen wir das erste gelangen sehen, zu ergänzen geeignet ist. Jenes führt uns zu den vielbesprochenen Knochenhöhlen Englands, Frankreichs und Deutschlands, zeigt uns in zahlreichen Illustrationen die merkwürdigen Funde von Thierknochen früherer Erdperioden und die Spuren menschlicher Existenz und Arbeit, die in ihnen entdeckt worden sind, und knüpft daran Schlüsse auf die geologischen und zoologischen Zustände und das Menschenthum jener entlegenen, weit über die Zeitalter der Pfahlbauten und der Waffen und Werkzeuge von polirten Steinen hinaufreichenden Periode. Die zweite Schrift schildert uns den Charakter und das Leben des über die gesammten Polargegenden Asiens und Amerikas verbreiteten Volkes der Eskimo und giebt eine reiche Auswahl der Sagen und Mythen derselben. Die beigefügten Holzschnitte sind nach Zeichnungen angefertigt, welche von Eskimo selbst herrühren, und der Verfasser war mehrere Jahrzehnte Gouverneur der dänischen Colonien im Lande dieser Polarmenschen. Die Verknüpfung beider Bücher rechtfertigt sich durch die im erstgenannten aufgestellte Behauptung, der wahrscheinlich aus dem Süden eingewanderte Urmensch, der nach jenen Funden vor und während eines Theils der Eiszeit mit Mammuthen und Rennthieren im südlichen Frankreich lebte, sei in den Erdrevolutionen dieser Epoche nicht untergegangen, sondern nur nach Nordosten ausgewandert und lebe in den Eskimo fort.

Ist das richtig, und der Verfasser erhebt es durch seine Beweisführung

*) Die Höhlen und Ureinwohner Europas von W. Boyd Dawkins. Deutsch von Dr. W. Spengel. Leipzig und Heidelberg, Winter'sche Verlags-handlung, 1876. — Tales and Traditions of the Eskimo with a sketch of their habits, religion, language and other peculiarities, by D. Henry Rink. W. Blackwood and Sons, Edinburgh and London, 1875

zur Wahrscheinlichkeit, und ist ferner anzunehmen, daß die Eskimo sich in den Grundzügen ihres Wesens seit ihrer Auswanderung nach den Polar-gegenden nicht erheblich verändert haben, so haben wir in der That in den uns von D. Kink gebotenen Sagen vielleicht ein Material vor uns, welches Rückschlüsse auf die geistigen Zustände jener ihrer Vorfahren im westlichen Europa gestattet. Natürlich wäre dabei Vorsicht geboten, da es sich um Zeiträume handelt, die kaum zu bestimmen sind, und da die Veränderung des Wohnorts ohne Zweifel einen gewissen Einfluß nicht bloß auf Aeußerlichkeiten geübt haben wird.

Als erwiesen hat nach der Dawkins'schen Schrift zu gelten, daß schon in der sogenannten pleistocänen Zeit, somit vor der theilweisen Vereisung und späteren Ueberschwemmung eines Theiles von Europa, in den Thälern der Dordogne und Bezère, in Devonshire und Sommersetshire und in Schwaben (bei Schuffenried) Menschen gelebt haben, in einer Periode also, wo die Braunkohlenlager noch als hochstämmige grüne Wälder blühten und Früchte trugen, wo in der Mitte unsres Welttheils neben Rennthier- und Moschusochsen-Heerden noch Löwen, Hyänen, Flußpferde und Elephanten hausten, und das Festland im Nordwesten mit England und Irland zusammenhing und im Süden sich durch Sicilien und Malta an Afrika anschloß.

Auch über gewisse Seiten der Lebensweise und Culturstufe dieser Vorfahren giebt die Wissenschaft mit Sicherheit Aufschluß. Sie kannten das Feuer, und sie kochten; denn man hat in den betreffenden Höhlen Holzkohlen und steinerne Kochtöpfe gefunden. Sie machten sich Waffen und Werkzeuge aus Stein oder Knochen; denn der Boden jener Höhlen ist mit rohen Messern, Lanzenspitzen, Hämmern und Sägen aus Feuer- oder Hornstein bedeckt, und daneben liegen zugespitzte Knochen- und Geweißtücke, die zu Pfeilen und Harpunen verwendet worden sein müssen. Sie verstanden zu nähen; denn von ihrem Haushalt sind zahlreiche Nadeln und Pfrieme erhalten. Sie zeichneten und schnitzten Bilder von ihrer Umgebung auf Rennthiergeweihe und Schieferplatten. Dagegen finden sich keine Spuren, daß sie die Herstellung von Thongefäßen oder das Spinnen und Weben verstanden oder Thiere zu zähmen oder den Acker zu bauen verstanden hätten. Sie waren in der Hauptsache ein Jägervolk, und aus den des Markes wegen von ihnen zerspaltenen Knochen geht hervor, daß ihnen vorzüglich das Rennthier, dann das Pferd und das Wisent ihre Nahrung lieferten. Sie hatten Werkzeuge zur Bearbeitung von Fellen und mit jenen sorgfältig geglätteten Nadeln aus Knochen, die mit einem sauber ausgebohrten Dehr versehen waren, machten sie sich vermuthlich aus den Häuten erlegter Rennthiere Kleider, wobei ihnen dünne Sehnen, wie noch heute den Eskimo, als Zwirn dienten.

Die merkwürdigsten Reste, die der Mensch der präglacialen Zeit in den

Rehrichthausen jener Höhlen zurückgelassen hat, sind jene Bildwerke auf Rennthiergeweißen, Schieferplatten und Elfenbeinstücken, die uns die Dawkins'sche Schrift im Holzschnitt zeigt. Auf einem Stück Elephantenzahn erblicken wir deutlich die Umrisse eines Ohsen. Ein zweites liefert uns eine recht zierliche Darstellung: ein Rennthier kniet in gefälliger Haltung mit emporgerichtetem Kopfe, sodas das Geweih auf den Schultern ruht und der Rücken des Thieres eine glatte Fläche für einen Griff bildet. Auf einem dritten kleinen Kunstwerke, Fig. 117, steht ein Mann zwischen zwei Pferdeköpfen, und dicht daneben befindet sich ein aalartiger Fisch, während die andere Seite des Cylinders mit zwei Wisentköpfen geschmückt ist, die jeder sofort als solche erkennen wird, der einmal einen Bison gesehen hat. Ein viertes zeigt einen Steinbock mit seinen charakteristisch gebogenen Hörnen, ein sechstes Pferde. Auf Fig. 119 unseres Buches sehen wir auf ein Stück Schiefer eine Gruppe Rennthiere, zwei gehend und zwei liegend, eingekritzelt. Alle diese Gegenstände sind mit überraschendem Geschick ausgeführt. Das Beste darunter ist die Abbildung eines Mammuths auf einem Stück von seinem eignen Stoßzahn. Die eigenthümliche Krümmung seiner beiden Zähne und die lange Mähne, Merkmale, die der jetzt lebende Elephant nicht aufweist, zeigen, daß das Auge des Künstlers mit derartigen Thieren vertraut gewesen ist. Auffallend ist, daß bei diesen Thierfiguren fast niemals der unterste Theil der Füße dargestellt ist, ein Umstand, der vielleicht darin seine Erklärung findet, daß der zeichnende Jäger nur das gab, was er sah, und daß die Füße im Grase versteckt waren.

Lassen sich nun, so fragt das Dawkins'sche Buch, diese Höhlenbewohner mit irgend einem jetzt auf der Erde lebenden Volke identificiren? oder sind sie gegenwärtig ebenso ohne Vertreter wie ihre ausgestorbenen Zeitgenossen, das Mammuth und das wollhaarige Nashorn? Die Antwort lautet: Längs der amerikanischen Küste des nördlichen Eismeeres wohnen die Eskimo; von der Behringsstraße im Westen bis nach Grönland im Osten sprechen sie dieselbe Sprache, leben sie in derselben Weise als Jäger von Rennthieren und Seehunden, gebrauchen sie, soweit die Europäer ihnen nicht ihre Werkzeuge und Waffen liefern, dieselben Geräthschaften, und diese letzteren zeigen die größte Aehnlichkeit mit denen, welche man in den Höhlen der präglacialen Zeit gefunden hat. Die Harpunen in der aus dem Eskimolande stammenden Ashmole'schen Sammlung und im British Museum sind in Gestalt und Einrichtung fast identisch mit denen aus den Höhlen Kent's und Aquitaniens. Die Speerspitzen zum Vogel- und Fischfang, die Wurfspieße und Pfeile, sowie die Form ihrer Basen zur Einfügung in den Schaft sind, wie man aus den Illustrationen unsrer Schrift ersieht, gleichfalls bei den Urmenschen und den jetzigen Polarmenschen dieselben. Das Instrument aus Stein, womit die Eskimo ihre Pfeile gerade machen, hat die Gestalt eines steinernen Werkzeugs

das in den aquitanischen Knochengrotten gefunden wurde und wahrscheinlich ebenfalls ein Pfeilstrecker war. Dasselbe gilt von einer Anzahl anderer Geräthschaften. Ein Schabstein der Eskimo z. B., mit dem sie Felle bearbeiten, hat große Ähnlichkeit mit denen, welche die paläolithischen Jäger Südfrankreichs gebrauchten. Die Gegenstände ferner, die uns die Nordpolarreisenden mitgebracht haben, sind mit Abbildungen der von den Eskimo gejagten Thiere verziert. Auf einem zum Lochbohren dienenden Bogen sieht man, wie sie Walffische harpuniren und Vögel fangen. Auf einem andern jagen sie Walrosse und Seehunde. Auf einem dritten werden diese heimgeschleppt. Ein vierter zeigt eine Heerde Schweinfische. Auf einem knöchernen Geräth aus Fort Clarence werden die Rennthiere von Bogenschützen geschossen, welche dieselbe Tracht zeigen wie der obenerwähnte Urmensch zwischen den beiden Pferdeköpfen. Auf dem Pfeilstrecker der Eskimo, den uns Fig. 123 darstellt, befindet sich eine Rennthierjagd, wo die Thiere weiden und von den Jägern überrascht werden, die in Rennthierfellen und mit Geweihen auf dem Kopf heranschleichen.

Eine Vergleichung dieser verschiedenen Zeichnungen mit denen aus den französischen Höhlen ergiebt eine fast vollkommene Identität der Auffassung und Arbeit, nur mit dem Unterschied, daß die den paläolithischen Höhlenbewohnern bekannten Jagdszenen nicht immer dieselben waren, wie die der Eskimo am Eismeer. Jeder schnitzte die Thiere, die ihn und sein Volk nährten, und Walffisch und Seehund waren dem aquitanischen Urmenschen ebenso fremd, wie Mammuth, Wisent und Pferd dem Eskimo. Ein Blick auf die Lebensweise dieser jetzt zeitlich und örtlich so weit von einander getrennten Völker weist ebenfalls auf gleichen Stamm hin. Der urweltliche Höhlenmensch kannte die Anfertigung von Töpfergeschirr nicht, er spann und webte nicht, er kleidete sich in zusammengenähte Felle, die nach dem Manne zwischen den Pferdeköpfen zu schließen, eng an dem Körper anlag, und dasselbe ist bei den Eskimo der Fall, die mit den Europäern noch nicht in Berührung gekommen sind. Die Gewohnheit, die Knochen um des Markes willen zu zerspalten, ist bei beiden zu finden.

Auf diese Thatsachen hin glaubt Dawkins, „daß die nordamerikanischen Eskimo mit den paläolithischen Höhlenbewohnern Europas blutsverwandt sind. Gegen den Einwand, wilde Stämme, die unter ähnlichen Verhältnissen lebten, hätten in der Regel ähnliche Werkzeuge, und die Uebereinstimmung derjenigen der Eskimo mit denen der Rennthierjäger der Urzeit beweiße daher nicht, daß beide derselben Race angehören, läßt sich erwidern, daß keine zwei wilden Stämme jetzt leben, welche, ohne blutsverwandt zu sein, dieselbe Reihe von Geräthen besäßen. Die Uebereinstimmung in Betreff eines oder zweier von den gewöhnlicheren und roheren Werkzeugen mag von keinem Werthe für die

Classification sein; wenn aber eine ganze Anzahl von Gegenständen, die zu allem möglichen Gebrauche bestimmt sind, übereinstimmen, und einige davon sich über die Alltagsbedürfnisse eines Wilden erheben, so müssen wir zugeben, daß dieses Argument für die Racenbestimmung von hohem Werthe ist. Die in Belgien, Frankreich und England gefundenen Geräthe unterscheiden sich von den in Westgeorgien noch jetzt gebräuchlichen kaum mehr als die letzteren von denen, die jetzt in Grönland von den Eskimo gebraucht werden." Dazu kommt aber noch eine Thatsache. „Das Rennthier und der Moschusochse liefern jetzt den Eskimo geradeso ihre Nahrung wie früher den paläolithischen Jägern in Europa. Kein Geolog wird bestreiten, daß der pleistocäne Moschusochs derselbe ist wie der heute in Nordamerika lebende, und obwohl das Thier in Europa und Asien ausgestorben ist, so beweisen doch die in Deutschland, Rußland und Sibirien zerstreuten Ueberreste desselben, daß er früher in allen diesen Ländern gelebt hat.“ Er hat sich eben nur in nordöstlicher Richtung von da entfernt, und „die paläolithischen Menschen werden doch wohl ebenso gut die Möglichkeit gehabt haben, sich nach Nordosten zurückzuziehen wie der Moschusochse. Auch das Mammuth und das Wisent hat man in ihren Ueberresten in den gefrorenen Flußkiesen und Sümpfen durch ganz Sibirien bis hinüber auf die amerikanische Seite der Behringsstraße verfolgt. Der paläolithische Mensch ist mit den arktischen Säugethieren in Europa erloschen, hat hier mit ihnen gelebt und ist mit ihnen verschwunden. Und da seine Geräthe dieselben sind, wie die der Eskimo, so darf man wohl annehmen, daß seine gegenwärtigen Repräsentanten diese Polarmenschen sind; denn es ist doch im hohen Grade unwahrscheinlich, daß ein solches Zusammenreffen der ethnologischen und der zoologischen Beweise ein bloßer Zufall sein sollte.“

Die Eskimo zeigen nur eine sehr niedrige Stufe der Entwicklung, und ihre Besitzung ist offenbar heute noch dieselbe wie vor Jahrtausenden. Sie sparen nicht, der Einzelne hat kein Eigenthum, Alle genießen gleiches Ansehen, mit Ausnahme der Zauberer, denen sich aber jeder beigefallen kann, ihre Gemeinschaften gehen nicht über die Familie, die Hausgenossenschaft und den Dorfverband hinaus. Von einem Fürstenthum, einem Staatswesen treffen wir unter ihnen nicht einmal die ersten Anfänge. Da sie ohne Schrift sind, so wissen sie auch von ihrer Vergangenheit so gut wie nichts. Nur dunkle Erinnerungen an Kämpfe mit den Scandinaviern von Winland, die um das Jahr 1000 v. Chr. zuerst mit ihnen zusammentrafen, und die von ihnen im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert ausgerottet wurden, klingen durch einige der von Rink mitgetheilte Sagen. Was sie auf dem Gebiete der bildenden Kunst leisten, ist bereits angedeutet. Wer mehr davon zu wissen wünscht, sehe sich die Holzschnitte an, mit denen jene Sagen illustriert sind.

Ihre Lieder, von denen Kink gleichfalls einige Proben giebt, zeigen uns die Poesie in den Kinderschuhen. Ihre Sprache, zu den polysynthetischen gehörig, ist arm, ihre Religion ein düst'rer wirrer Glaube an menschenfeindliche Gespenster und an Schutzgeister, die man sich mit Zauberbräuchen gewinnen kann. Kurzum, sie würden uns den Menschen nicht fern vom Urzustande zeigen, wenn sie nicht Häuser zu bauen, Thiere (Hunde) zum Ziehen abzurichten und sehr zweckmäßige Boote zu zimmern und vortreflich zu gebrauchen verstünden. In geistiger Beziehung nehmen sie aber einen Standpunkt ein, wie ihn schon die alten Höhlenmenschen erreicht haben könnten, von denen Dawkins sie abstammen läßt. Die Sprache der letzteren wird noch ärmer an Begriffsausdrücken und Beziehungsformen gewesen sein, als die ihrer Nachkommen am Nordpol, ihre Religion noch roher und dunkler; ihre Leistungen auf dem Felde der Zeichnung und Skulptur aber erlauben wohl den Schluß, daß sie wie in diesen auch in der Poesie mindestens soweit wie die Eskimo gewesen sind, und wenn sie gleich diesen, wie vielleicht nach den großen Massen von Knochen geschlossen werden darf, die man in den von ihnen bewohnten Höhlen gefunden hat, schon zu einer Vereinigung mehrerer Familien zu dauerndem oder vorübergehendem Verband, Hausgenossenschaft oder Volksversammlung, fortgeschritten waren, so ist wohl selbst die Möglichkeit nicht völlig ausgeschlossen, daß einige von den ältesten Sagen und Mythen Kink's in ihrem Kern schon unter ihnen erzählt wurden. Wissen wir doch, daß ein großer Theil unsrer Sagen, unsrer Märchen und Schwänke, unsrer Anekdoten sogar, schon vor der Auswanderung der Arier aus Indien existirt haben.

Die Sagen der Eskimo werden von Kink in alte und neue eingetheilt. Jene sind Eigenthum der ganzen Nation, und da die südwestlichsten Eskimo von den südöstlichsten zweitausend englische Meilen entfernt wohnen und durch unzugängliche Berg- und Eiszüsten getrennt sind, so müssen diese Sagen in einer Urzeit entstanden sein, wo eine solche Trennung nicht stattfand. Ueberall giebt es Leute, welche diese Erzählungen gewissermaßen professionsmäßig vortragen, aber nie dulden die Zuhörer, daß sie dabei von der hergebrachten Form in wesentlichen Dingen abweichen, und so erklärt sich's, daß dieselbe sich nie ändert und vermuthlich nie geändert hat. Diese Sagenüberlieferung würde dem Einflusse der Jahrhunderte auf die weitverstreuten und isolirten Stämme nicht widerstanden haben, wenn sie nicht eins der wichtigsten Mittel zur Erhaltung ihres nationalen Lebens gewesen wäre. Sie enthält alles, was sie an intellectuellem und moralischem Eigenthum besitzen. Von ihrem Ursprung und ihrer Geschichte aber ist, von einigen Mythen über weite Seefahrten und jenen Anspielungen auf die Ausrottung der amerikanischen Skandinavier abgesehen, in ihnen nichts zu finden. Wenn fremde Völker oder den Eskimo unbekannte Thiere in der Urform der Sage

erwähnt wurden, so verwandelten sie sich im Laufe der Zeit in übernatürliche Wesen, mit welchen die Phantasie namentlich der grönländischen Eskimo das unwirthliche Innere ihres Landes bevölkert.

Die Sagen geben ein treues Bild von dem, was zu allen Zeiten die Phantasie des Volkes am meisten beschäftigt hat, was es einerseits am Menschen und der Natur für groß und schön ansah, und was es andererseits haßte oder fürchtete. Sie zeigen uns allenthalben das schwere Ringen um die Existenz, welches bewirkt hat, daß Muth, Kraft und Geschicklichkeit als die erste Bedingung des Glückes bewundert werden. Die Idee dagegen, sich das Leben durch Erwerb von Eigenthum sicherer und behaglicher zu gestalten, ist in ihnen nur kärglich entwickelt. Eigentliche Liebesgeschichten treffen wir unter ihnen nicht. Nur dumpf erklingt in ihnen die Stimme des Gewissens, der Gedanke an eine regierende und strafende unsichtbare Gerechtigkeit. In den meisten Sagen und Mythen spielen See- und Landungeheuer übernatürlicher Art, böse Erd- und Meergeister und die Art, sich die guten durch Zauberei dienstbar zu machen, Zaubertlieder, Amulette, Todtenerscheinungen, Verwandlungen von Menschen in Thiere und von Thieren in Menschen eine Rolle. Eigenthümlich ist, daß bestimmte Stellungen im Leben, gewisse Altersklassen fast stets mit demselben Charakter auftreten. Die arme Wittwe ist immer gutherzig und mitleidig, die Hausfrau erscheint stets als nur auf ihren Haushalt bedacht, eine Gruppe von mehreren Brüdern repräsentirt überall Hochmuth und Gewaltthätigkeit, und „der Mittelste“ von ihnen geberdet sich als Neidischer. Alte Junggesellen endlich haben stets einen lächerlichen Zug und ein komisches Schicksal. Gewöhnlich erweckt ein schönes Weib ihre Leidenschaft, aber wenn sie sich ihr nähern oder sie fassen, ist sie eine Möve oder ein Stein. Andere heirathen einen Zwerg oder ein Frauenzimmer ohne Brüste. Einer macht sich aus einem Stück Eis eine Insel, auf der er als Einsiedler lebt. Wieder ein Andern bleibt, als er bei einer Brautfahrt einen Korb bekommen hat und, mit seinem Boot an den Felsen der Küste hinfahrend, aus einem Quell trinkt, mit den Lippen am Gestein kleben, und diese zerren sich, als die Ebbe eintritt und das Boot mit sich nimmt, zu langgezogenen Leszen aus.

Nun aber mag eine Auswahl aus diesen Eskimosagen selbst für deren Geist sprechen.

Kakortulak war auf der Rennthierjagd, wo sie ein sehr großes Thier verwundeten, welches ihnen aber entging, indem es in einen See sprang. Kakortulak verfolgte es schwimmend und befestigte einen Riemen an sein Geweih, an dem er es an's Land zog. Er nahm sich ein großes Stück Talg und verließ damit seine Gefährten, um anderem Wilde nachzuspüren. Da sah er zwei Raben, die einander verfolgten, als er sie aber genauer betrachtete,

hatten sie Menschengesichter, und in demselben Augenblicke sprang ein Rennthier aus seinem Sacke, worauf er fand, daß der Talg bis auf einen kleinen Rest verschwunden war. Er fühlte dann, wie er emporgehoben und durch die Luft geführt wurde. Aber nachdem er seine Haut mit dem Talgreste eingerieben hatte, kam er im Fluge wieder nach Hause. Er hatte aber inzwischen seine Besinnung verloren und war nicht lebendig und nicht todt, wie früher die Leute, denen der Mondmann die Seelen aus den Leibern genommen hatte. Von jetzt an gab Kakortuliat das Jagen auf und wurde ein „Angakok“, d. h. ein Seher und Zauberer. Seine Seele pflegte seinen Körper zu verlassen und im Binnenlande umherzuschweifen oder nach der Ostküste hinüberzufliegen, Reisen, über die er nach seiner Zurückkunft berichtete.

Avigiatstak war der Name eines Mädchens, welches, als es sein Messer am Ufer weckte, von einem Walfisch fortgeschleppt wurde. Nachdem sie eine Weile mit den Walfischen gelebt hatte, floh sie und wurde in einen Seehund verwandelt. In dieser Gestalt harpunirte sie ein Mann, zog sie auf das Eis und schnitt sie in Stücke, ausgenommen den Kopf, der unter die Bank geworfen wurde. Von hier schlüpfte sie in den Leib der Frau des Jägers und wurde später neu geboren und Avigiatstak genannt.

Ein alter Mann verlor einst, als er im Innern einer Föhrlde Lachse fischte, seinen Sohn. In seinem Kummer darüber verblieb er an der Stelle und baute sein Winterhaus am Grabe des Verstorbenen. In dieser Einsamkeit wurden er und die Seinen eines Tages durch das Erscheinen von drei Männern überrascht, von denen der eine lang und schmalnäsigt, der andere kleiner und plattnäsigt, der dritte sehr klein und weiß wie Schnee war. Nachdem sie sich mit ihrem Wirthe den Abend hindurch unterhalten hatten, bat der Kurznasige ihn um ein Stück Sohlenleder, der Weiße aber um ein Stück Walroßzahn. Der alte Mann begleitete die Scheidenden bis vor die Thür. Wie erschraf er aber, als er die Drei in Gestalt eines Rennthieres, eines Fuchses und eines Hasen davonspringen sah. Es heißt, daß der Hase etwas zu einem neuen Zahne brauchte.

Makasungnak reiste weit nach Norden hinauf und ließ sich unter den Leuten nieder, die keine Lederboote haben. Er war sehr anmaßend und halsstarrig. Seine neuen Genossen warnten ihn vor dem eisüberzogenen Riesenhären, der bald erscheinen werde, und den kein Mensch bestehen könne. Aber Makasungnak kehrte sich nicht daran, ging vielmehr dem fürchterlichen Thiere bloß mit einem Messer bewaffnet entgegen. Er verschwand sogleich in seinem offenen Rachen. Da aber sah man den Bär taumeln, und bald fiel er todt nieder. Als man näher trat, sah man, wie ein Messer zwischen seinen Rippen herausguckte, und als das Loch erweitert wurde, sprang Makasungnak wohlbehalten heraus, nur sein Haar und die Haut seines Gesichts waren ab-

gegangen. Das Fleisch des Bären aber diente ihnen für den Winter zur Nahrung. Später sagten die Leute Nagasungnak, wie er sich zu verhalten habe, wenn sie auf die Jagd nach den sprechenden Vögeln und den Fischen gingen, die beide Augen auf einer Seite hätten. Er schlug es aber in den Wind, und so fing er nichts von den Vögeln und Fischen. Zuletzt warnten sie ihn vor den bald zu erwartenden Mücken, die so groß wie Möven wären und Stachel wie Speerspitzen hätten. Nakasungnak aber richtete sich wieder nicht nach ihnen. Als die Mückenwolke von Süden her erschien, und alle sich in ihre Zelte flüchteten, blieb er draußen. Als alles vorüber war, sahen die Leute sich nach ihm um, sie fanden aber nur sein Gerippe.

Eine Anzahl von Brüdern besaß eine Schwester, der sie nicht erlauben wollten, zu heirathen. Da sie aber nun viele Freier hatte, wurde sie endlich schwanger, und weil sie die Vorwürfe der Brüder fürchtete, gebar sie inöheim. Das Kind aber wurde ein „Anghiat“, d. h. ein Rachegeist. Es las den Schädel eines Hundes auf und gebrauchte ihn als Boot, indem es mit dem Armknochen eines Mannes ruderte. Des Nachts kroch es in das Haus und saugte an der Brust seiner Mutter. Am Tage aber verfolgte es die Brüder derselben auf der See und ließ sie einen nach dem andern untergehen. Darauf bereute es seine Missethaten und flüchtete nach dem Norden, wo es in ein Haus schlüpfte, in welchem eine Beschwörung stattfand, und dessen Bewohner bei seinem Anblick vor Schrecken starben. Dann kehrte es nach der Wohnung seiner Mutter zurück, wo es sich in einen Haufen Kehlricht verkroch. Der Zauberer des Ortes war gerade dabei, die Ursache des Todes der Brüder zu erforschen. Er fragte die Schwester, die zuerst nicht gestehen wollte, aber zuletzt ihr Vergehen bekannte, indem sie sagte: „Es war kein wirkliches Kind.“ In demselben Augenblicke fühlte der Anghiat einen Schmerz in seinem Kopfe, und als sie ihre Erzählung fortsetzte, starb er.

In einem Hause, in welchem mehrere Familien wohnten, lag eine Frau in Kindsnöthen. Da hörte man plötzlich die Hebamme schreien: „Ach, es ist ein Ungeheuer mit großen Zähnen, es zerfleischt mir den Arm!“ Darauf liefen alle Anwesenden davon, die einen unter ein umgestülptes Boot, die andern auf den Gipfel eines steilen Berges, nur zwei Knaben mit ihrer Schwester fanden keine andere Zuflucht als das Vorrathshaus in der Nähe. Inzwischen erschien das Ungeheuer, indem es seine eigne Mutter mit aufgelösten Haaren hinter sich herschleppte. Erst wendete es sich gegen die unter dem Boote und fraß sie auf. Dann lief es an den Felsen, wo die Oberstehenden in ihrer Angst einander herunterstießen und dann verschlungen wurden, bis nur noch einer übrig war. Da befahl das Ungeheuer dem Felsen, umzufallen, und so wurde auch jener Letzte umgebracht. Dann wendete sich das Ungethüm gegen das Vorrathshaus, wo die Kinder waren, hielt aber ein und ging statt

dessen in das Haupthaus, was es mehrmals wiederholte, und wobei es jedes Mal etwas länger im Hause blieb. Während der letzten Zwischenzeit flohen die Kinder und gingen weit ins Land hinein, bis sie an ein Haus kamen, wo sie ihre Geschichte erzählten und die Nacht über blieben. Die Schwester aber konnte nicht schlafen, und so hörte sie, wie um Mitternacht jemand sagte: „Was sie uns erzählen, ist nicht wahr, sie haben selber ihre Hausgenossen umgebracht, und das Sicherste wird sein, wenn wir sie morgen früh todt-schlagen.“ Sie weckte darauf, als die Andern eingeschlafen waren, ihre Brüder und flüchtete mit ihnen, bis sie an ein anderes Haus kamen. Hier erging es ihnen ebenso, aber die Schwester nahm hier, bevor sie sich entfernten, einen der Stiefel ihrer Brüder, stieß damit mehrmals gegen die Hausthür und sprach einen Zauber aus, der die Leute drinnen tödtete. Als sie dann weiter gingen, begegneten sie einem Riesen, der die Hälfte eines Rennthiers auf der Schulter trug. Sie sagten ihm, weshalb sie hierher gekommen, und er nahm sie mit nach seinem Hause, dessen Inneres hübsch ausgestattet und an den Wänden mit Rennthierfellen behangen war. Der Riese setzte ihnen trockenes Fleisch zum Essen vor. Als sie damit fertig waren, sagte die Schwester: „Rennthierfleisch ist ein gutes Essen, aber was würde es besser schmecken lassen?“ — „Wenn man es mit ein paar hübschen Rebhühnern mischte,“ sagte einer der Brüder. „Nun so geh flugs und hole einige.“ So gingen sie, und bald hörten sie Geflatter und sängen eine Menge Hühner. Als sie dabei waren, sie zu verspeisen, sagte die Schwester: „Rebhühner sind wahrhaftig ein gutes Essen, aber was würde sie besser schmecken lassen?“ — „Wenn man sie mit einigen hübschen Hasen mischte“, antwortete einer der Brüder, und sie gingen und holten sich etliche Hasen. So fuhr die Schwester fort, indem sie immer etwas Besseres wollte. Zuletzt sagte sie: „Junge Serdlernakß (ein fabelhafter Vogel) sind außerordentlich wohlschmeckend, aber die großen — oh seid flink, seid flink!“ Der Riese aber sagte: „Ich jagte diesen Vogel nie ohne Angst, denn wenn er seine Eier in See von jener Landspitze legt und Seehunde fängt, ist er gefährlich.“ Doch liefen sie alle hinaus, um sich den Serdlernakß zu besehen. Als er aber von seinem Felsen nach ihnen schnappte, fürchteten sie sich und zogen sich zurück. Nur der jüngere Bruder blieb stehen und wurde verschlungen. Da rief die Schwester: „Jetzt muß ich mich einmischen“, worauf sie ihren Stiefel auszog und den Vogel damit todt-schlug. Sie schnitt ihn dann auf und fand seinen Wanst voll Seehundsknochen, unter denen auch die ihres Bruders waren. Sie las die letztern heraus und nahm sie mit sich. Als sie noch auf dem Wege nach Hause war, fühlte sie, wie sie sich bewegten, und als sie dieselben vor der Thür hinstellte, wurden sie ganz lebendig, und ihr Bruder stand unverletzt vor ihr.

Man sagte von Iginarasugsuf, daß er seine Weiber immer nach kurzer

Zelt verlöre und dann gleich wieder heirathete, aber niemand wußte, daß er die Weiber tödtete, und auffraß und ebenso die kleinen Kinder. Zuletzt heirathete er ein Mädchen, die einen jüngeren Bruder hatte und auch sonst noch viele Verwandte besaß. Eines Tages, als er von der Rennthierjagd heim kam, sagte er zu seinem Schwager: „Bitte, geh doch und hole meine Art; du wirst sie unter dem Boote draußen finden.“ Als jener ging, folgte ihm Iginarasugsuk, und bald darauf hörte seine Frau ihren Bruder schreien, und als sie zum Fenster hinaus blickte, sah sie, wie ihr Mann ihren Bruder verfolgte, ihn einholte und erschlug. Darauf befahl er ihr ein paar Stücke von der Leiche zu kochen, und als das Mahl fertig war, begann er zu essen und bot ihr einen Arm an, den sie essen sollte. Sie aber that dieß nicht, sondern versteckte ihre Portion unter der Asche des Kochfeuers. „Ich glaube wahrhaftig, du weinst“, sagte der Mann. — „Nein“, antwortete sie, „ich bin nur ein wenig schüchtern“. Nachdem der Mann seinen Schwager aufgegessen hatte, begann er seine Frau zu mästen, indem er ihr befahl, nichts als Rennthiertalg zu essen und täglich nur eine Muschelschale voll Wasser zu trinken. Davon wurde sie zuletzt so fett, daß sie nicht mehr stehen konnte. Nun entfernte sich Iginarasugsuk eines Tages, nachdem er den Eingang des Sommerzeltes mit starken Riemen zugebunden hatte. Als er eine Weile fort war, nahm sie ihr Messer, ließ sich von der Bank fallen und wälzte sich nach der Thür, wo sie die Riemen zerschnitt. Sie kollerte darauf nach einem Pfuhl hinab, wo sie eine Menge Wasser trank. Davon wurde sie leichter, sodaß sie nach dem Zelte zurückgehen konnte. Sie trat hinein, zog ihre Jacke aus stopfte sie voll Moos und legte sie so, daß sie auf der Bank den Rücken der Thür zulehrte, die sie dann wieder zuband. Darauf floh sie. Da sie aber wußte, daß ihr Mann sie sogleich verfolgen würde, so nahm sie ihren Weg nach einem großen Stücke Treibholz, welches man auf den Strand gezogen hatte, und bezauberte es, indem sie sang: „Kissugsua! pingersua!, iahaha, arape, kupe, sipe, sipeffsaria.“ Sogleich öffnete sich der Stamm, und sie ging hinein, indem sie weiter sang: „Kissugsua!, arape, mame, mameffsaria“, worauf der Stamm sich wieder über ihr schloß. Nach einer Weile hörte sie ihren Mann kommen. Er hatte, als er beim Eintritt in das Zelt die ausgestopfte Jacke gesehen, seinen Speer nach ihr geworfen, als er aber gefunden, was es wirklich war, war er ihren Fußtapfen bis zu dem Treibholze gefolgt, und sie hörte deutlich, wie er ausrief: „O wie Schade, daß ich es so lange aufschob, sie todzumachen! Oh ich armer Mann!“ Er ging weg, kam aber mehrmals wieder; da die Fußspuren jedoch immer bei dem Holze aufhörten, entfernte er sich zuletzt ganz. Sie sang jetzt ihre Zauberlied wieder, und wieder that sich der Stamm auf, und sie sprang heraus und rannte fort. Als Iginarasugsuk sie von Neuem verfolgte, verbarg sie sich in die Höhle

eines Fuchses. Da jede Spur hier endigte, wollte er die Erde mit den Händen aufgraben, aber bald wurde er müde und ging weg, indem er wieder klagte: „Ach, ich armer Mann, daß ich sie nicht eher umgebracht habe.“ Als sie merkte, daß er fort war, setzte sie ihre Flucht fort. Aber er begann seine Verfolgung von Neuem, und sie versteckte sich hinter einigen Büschen. Auch hier fand er sie nicht, und wieder jammerte er, daß er sie so lange ungesessen gelassen habe. Als sie darauf weiter floh, traf sie Leute, welche Beeren sammelten. Dieselben wollten erschrocken davon laufen, sie aber rief ihnen zu: „Ich bin die Frau Iginarasugsuk's“, worauf sie stehen blieben. Es waren Verwandte von ihr, und sie nahmen sie bei den Händen und führten sie in ihr Haus. Hier sagte sie ihnen: „Iginarasugsuk, der seine Weiber zu fressen pflegt, hat auch seinen Schwager gefressen. Er wird kommen und mich hier wegholen wollen, und da er die Unterhaltung liebt, so behandelst ihn höflich und freundlich.“ Bald nachher erschien er denn auch, sie aber hatte sich hinter einem Vorhange von Fellen versteckt. Die Uebrigen standen auf und begrüßten ihn, indem sie sagten: „Wir hoffen, Deine Leute zu Hause befinden sich wohl.“ Als er eingetreten, setzten sie ihm Essen vor, und nachher gaben sie ihm eine Trommel in die Hand und baten ihn, ihnen etwas zu singen. Er gab die Trommel zurück, indem er sagte: „Es kommt vielmehr euch zu, mich zu unterhalten. Da ergriff ein Anderer die Trommel und begann zu singen: „Iginarasugsuk — der grausame Mann — der seine Weiber fraß“. . . Bei diesen Worten wurde Iginarasugsuk roth im Gesichte und bis an den Hals hinab. Aber als der Sänger fortfuhr: „Und er zwang sie, den Arm ihres eignen Bruders zu essen“, sprang die Frau hinter dem Vorhang hervor und rief: „Nein, das hab' ich nicht gethan, ich versteckte meinen Antheil in der Asche.“ Sie ergriffen ihn darauf, und die Frau erstach ihn mit einer Lanze.

Es war einmal ein armer Waisenknaabe, der Kasagsuk hieß und mit seiner Pflegemutter bei bösen Leuten lebte, welche die Beiden nicht im Hause, sondern in einem anstoßenden Schuppen wohnen ließen. Kasagsuk wagte aber nicht einmal den Schuppen zu betreten, sondern schlief unter den Hunden in dem Gange vor der Hausthür. Hier schlugen ihn die bösen Leute, wenn sie die Schlittenhunde mit der Peitsche weckten, zugleich mit den Thieren, wo er dann höhnisch gegen sich selbst wie ein Hund „Na nah“ bellte. Wenn die Männer drinnen Walroßhaut und gefrorenes Fleisch schmaukten, sah ihnen der kleine Kasagsuk über die Schwelle gukend zu, und manchmal zogen jene ihn in die Höhe, aber so, daß sie ihre Finger in seine Nasenlöcher steckten und ihn daran emporhoben. So wuchsen bloß seine Nasenlöcher, er aber wuchs gar nicht. Sie gaben ihm gefrorenes Fleisch ohne ein Messer, um es zu zerschneiden, und bisweilen rissen sie ihm einen Zahn aus, weil er zu viel aß. Seine arme Pflegemutter verschaffte ihm Stiefeln und einen kleinen Speer,

damit er draußen mit den andern Kindern spielen könne. Diese aber mißhandelten ihn, wälzten ihn im Schnee, stopften ihm die Kleider damit voll, und die Mädchen bedeckten ihn mit Roth. So wurde der arme Knabe fortwährend gepeinigt, und nur seine Nasenlöcher wuchsen. Zuletzt wagte er sich hinaus in die Berge und die Einöde, um nach Anweisung seiner Pflegemutter zu machen, daß er Kräfte erlange. Zwischen zwei hohen Bergen stehend, rief er: „Herr der Stärke, komm heraus! Herr der Stärke, komm zu mir!“ Da erschien plötzlich ein Amarok (fabelhafter Riesenwolf mit sechs oder sieben Füßen) und Kagsagsuk wollte davonlaufen; aber das Thier holte ihn ein, schlang seinen Schweif um ihn und warf ihn zu Boden. Unfähig aufzustehen, hörte er ein Geklapper und sah wie eine Anzahl Seehundsknochen aus seinem eignen Körper fielen. „Es ist wegen dieser Knochen, daß Du nicht gewachsen bist“, sagte der Amarok. Darauf warf ihn das Thier noch zweimal mit seinem Schwanz nieder, und jedes Mal fielen Knochen heraus, aber jedes Mal weniger. Das vierte Mal fiel er nicht mehr hin, und als ihn das Thier zum fünften Male faßte, sprang er flink über den Boden hin. Der Amarok sagte nun: „Wenn Du mehr Kräfte zu erlangen wünschst, so kannst Du jeden Tag zu mir kommen.“ Als Kagsagsuk heimging, kamen ihm die Mädchen, welche die kleinen Kinder warteten, entgegen und bewarfen ihn, wie gewöhnlich, mit Roth, und auch die Knaben schlugen und peinigten ihn wie früher, er aber, obwohl er sich jetzt schon gewandter und stärker fühlte, ließ es sich gefallen und schlief dann wieder bei den Hunden. Er ging später jeden Tag zu dem Amarok und unterzog sich immer demselben Verfahren, wodurch er immer stärker wurde, bis er zuletzt die Kräfte des Amaroks selbst besaß. „Gut“, sagte dieser jetzt, „nun ist's genug. Menschen können Dich jetzt nicht mehr überwinden. Doch bleibe vorerst bei Deinen alten Gewohnheiten. Wenn der Winter eintritt, und die See gefriert, wird die Zeit kommen, wo Du Dich zeigen kannst.“ Kagsagsuk that so, und die Leute mißhandelten ihn ärger als je. Als nun der Herbst kam, brachten die Kayaker (Schiffer in Fellbooten) einen ungeheuren Stamm Treibholz mit, den sie zu schwer zum Fortschaffen auf dem Lande fanden, weshalb sie ihn unten am Ufer ließen. Da sagte Kagsagsuk in der Nacht zu seiner Mutter: „Gieb mir Deine Stiefeln, damit ich hinuntergehen und das große Stück Holz besehen kann.“ Und als sie ihm dieselben gegeben, ging er, als Alle schliefen, hin, lud den Stamm auf seine Schultern und trug ihn hinter das Haus, wo er ihn tief in die Erde begrub. Am Morgen suchten die Leute vergebens nach ihrem Stamme, und da weder Wind noch Fluth gewesen, wußten sie nicht, wie er weggekommen, bis ihnen eine alte Frau die Stelle hinter dem Hause zeigte, wo er sich befand. Sie wunderten sich aber sehr darüber und sagten: „Wer kann das gethan haben. Wahrlich, es muß ein sehr starker Mann unter uns

sein!“ Da machten die jungen Leute wichtige Mienen, weil jeder für den unbekanntem Starke gehalten sein wollte.

Die Behandlung Kagsagsuk's wurde im Winter noch schlimmer als bisher, er blieb aber geduldig und ließ sich von seiner Stärke nichts merken, bis endlich eines Tages, als die See zugefroren war, die Nachricht eintraf, daß man drei große Bären einen Eisberg hinaufklettern sähe. Niemand wagte aber, sie anzugreifen, und jetzt war Kagsagsuk's Zeit gekommen. „Mutter“, sagte er, „gieb mir Deine Stiefeln, daß ich hinausgehe und mir die Bären besetze.“ Sie gab sie ihm, indem sie spöttisch sagte: „Dann hol mir ein Fell zum Unterbett und eines zur Decke zum Dank für das Vorgen.“ Er nahm die Stiefeln und eilte nach den Bären hin. Die Umstehenden riefen: „Et, ist das nicht Kagsagsuk! Was will der hier. Gebt ihm einen Fußtritt“, und die Weiber sagten: „Der muß verrückt sein.“ Aber Kagsagsuk lief mitten durch sie hindurch wie durch einen Haufen kleiner Fische, seine Fersen schienen seinen Nacken zu berühren, und der aufgewirbelte Schnee funkelte in Regenbogenfarben. Er erstieg den Eisberg, und als der größte Bär seine Tazze gegen ihn erhob, machte er sich hart (durch Zauber), packte das Thier an den Vorderpfoten, hob es in die Luft und schmetterte es gegen den Eisberg, daß das ganze Hinterviertel abflog. Dann warf er es zu den Umstehenden hinab, indem er rief: „Das ist meine erste Jagdbeute, jetzt zieht ihn ab und theilt ihn euch.“ Der zweite Bär wurde auf gleiche Weise getödtet. Mit dem dritten aber schlug er mit den Worten: „Dieser Kerl behandelte mich schändlich“ einen der Umstehenden und gleich darauf mit dem Rufe: „Und dieser machte es noch ärger“ einen zweiten zu Boden, worauf die Andern in großer Bestürzung nach dem Hause flohen. Als Kagsagsuk dort mit den Bären ankam, ging er auf seine Pflegemutter zu und sagte, indem er ihr zwei Häute gab, hier wäre ihr Unterbett und ihre Decke, dann befahl er das Fleisch zu puzen und zu kochen. Man lud ihn jetzt ein, in das Hauptzimmer zu kommen, er aber blieb unter der Schwelle liegen und sagte: „Ich kann nicht anders hinüber, als bis mich jemand an den Nasenlöchern hinaufzieht.“ Niemand wagte das jetzt, und so mußte seine Pflegemutter es thun. Alle Männer waren nun sehr höflich gegen ihn. „Tritt näher“, sagte der Eine. „Komm und setze dich“, rief ein Anderer. „Nein, nicht dahin, wo die Bank keine Decke hat“, fügte ein Dritter hinzu, „hier ist ein hübscher Sitz für Kagsagsuk.“ Einige schrien: „Wir haben Stiefeln für Kagsagsuk“, Andere: „Wir haben Hosen für ihn“, und alle Mädchen wollten ihm Kleider machen. Nach dem Abendessen hieß einer von ihnen ein Mädchen für den „lieben Kagsagsuk“ Wasser holen. Als sie zurückkam und er getrunken, zog er sie an sich und lobte sie, daß sie so gefällig gewesen. Plötzlich aber drückte er sie so heftig an sich, daß ihr das Blut aus dem Munde spritzte. Er sagte aber nur:

„Ei, ich glaube, sie ist geplatzt.“ Die Eltern erwiderten darauf ganz demüthig: „Hat nichts zu bedeuten, sie war doch nur gut zum Wasserholen.“ Als die Knaben hereinkamen, rief er: „Ei was werden das für große Walfischjäger werden“, zu gleicher Zeit aber zerquetschte er sie oder riß ihnen Arme und Beine aus. Die Eltern aber sagten bloß: „Schadet nichts, er taugte nicht viel“, oder: „Er spielte nur ein wenig den Schützen.“ Und so erschlug Ragsagsuk alle Insassen des Hauses bis auf die armen Leute, die freundlich gegen ihn gewesen waren.

Eine Wittve hatte einen Sohn Tutigak und eine Tochter Nayagta. Als jener groß wurde, ging er auf die Seehunds Jagd. Eines Tages kam er mit einem sehr großen Seehunde zurück, aus dessen Fell er Riemen zur Jagd schneiden wollte. Seine Mutter aber wünschte es zu einer Bankdecke, und als er bei seiner Absicht blieb, bezauberte sie das Fell, indem sie sagte: „Wenn er dich zu Riemen zerschneidet, wenn er dich entzwei schneidet, so schnappe ab und schlag ihm in die Augen.“ Er zerschnitt es trotzdem, als er den ersten Riemen aber streckte, platzte eine kleine Blase, und der Saft spritzte ihm in die Augen, so daß er erblindete. Als nun der Winter kam, konnte er nicht jagen, und so mußten sie bloß von Muscheln leben. Da kam eines Tages ein großer Bär und steckte seinen Kopf durchs Fenster. Die beiden Frauen flohen erschrocken in die fernste Ecke, der Blinde aber ließ sich von der Schwester seinen Bogen holen, und indem sie zielen mußte, spannte er ihn und schoß den Bären durch das Herz. Die Mutter sagte, er habe nur das Fenster getroffen und gab ihm nichts von dem Fleische, sondern ließ ihn noch immer Muscheln essen. Die Schwester aber sagte ihm die Wahrheit und setzte ihm seinen Theil von dem Bären vor, wenn die Mutter abwesend war. Als nun der Frühling kam, sagte die Schwester: „Erinnerst du dich wohl, wie schön es war, als du noch sehen konntest und wir im Lande herumstrichen.“ Der Bruder erwiderte: „Ja wohl, aber laß uns wieder hinausgehen. Ich kann mich an dich anhalten.“ So gingen sie am nächsten Morgen hinaus, indem er sich an ihre Kleider anhielt, und wanderten den ganzen Tag umher, wobei das Mädchen Gestrüpp zur Feuerung las. Sie kamen auf eine große Ebne bei einem See, wo der Bruder sagte: „Ich will mich hier ein wenig hinlegen, Du magst inzwischen mehr Holz suchen.“ Als er nun so ausruhte, hörte er das Flattern von wilden Gänsen über sich, und eine davon sagte: „Sieh den armen jungen Menschen da unten, er ist blind, und ich wollte, wir könnten ihn sehend machen.“ Er aber blieb ruhig auf dem Rücken liegen. Da war ihm, als fiel ihm etwas Warmes auf die Augen; es war aber der Roth einer der wilden Gänse, die über ihm hingen, und eine Stimme sagte: „Halt die Augen geschlossen, bis Du unsere Flügel nicht mehr rauschen hörst, dann kannst Du aufblicken.“ Er that so, und siehe da, er hatte sein Gesicht

wieder. Seine Schwester wollte ihm das, als sie zurückkehrte, nicht glauben; als sie aber seine hellen Augen sah, freute sie sich mit ihm.

Sie kamen nun überein, der Mutter von seiner Heilung nichts zu sagen. Als Tutigak sich dem Hause näherte, sah er ein Bärenfell vor demselben zum Trocknen aufgespannt. Vor der Thür lagen die Knochen, und als er in die Hauptstube trat, erblickte er unter der Bank auch die Bordertaken. Er aber schloß die Augen, legte sich hin und that, als ob er schlief. Dann fuhr er plötzlich auf und sagte: „Mir träumte, es wäre ein Bärenfell vor dem Hause aufgespannt.“ Die Mutter erwiderte: „Du mußt wohl an jemand gedacht haben, der Dir vor einiger Zeit Unrecht gethan hat.“ Wieder stellte sich der Sohn schlafend, und wieder fuhr er auf und sagte: „Mir träumte, es lägen Bärenknochen vor dem Eingange.“ Die Alte wiederholte ihre vorige Antwort. Aber das dritte Mal, wo der Sohn erwachte, sagte er: „Mir träumte, ich sähe Bären taken unter der Bank liegen,“ und als die Mutter dieselbe Antwort wie vorher gab, öffnete er plötzlich die Augen, zeigte auf die Taken und fügte hinzu: „Mutter, ich meine diese,“ und jetzt wußte sie, daß er sein Augenlicht wieder erlangt hatte, und so sagte sie: „Iß sie, iß sie nur.“

Er ging nun wieder auf die Jagd. Nach einiger Zeit aber kam ihm der Gedanke, sich an seiner bösen alten Mutter zu rächen. Die Zeit kam, wo die weißen Walfische an der Küste erschienen, und er fing sie in folgender Weise. Er ging mit seiner Schwester auf das Eis hinaus, und nachdem er ihr seine Jagdleine um die Hüften befestigt hatte, warf er die an die Reine befestigte Harpune in den Fisch. Dann zogen sie diesen mit einander auf das Eis, wo sie ihn tödteten. Eines Tages fragte er auf dem Heimwege seine Schwester: „Liebst Du unsere alte Mutter?“ Nayagta antwortete erst nicht, dann sagte sie: „Ich liebe nur Dich.“ „Nun, denn,“ erwiderte Tutigak, „so soll sie uns morgen zum Fischfang dienen. Ich will es ihr bezahlen, daß sie mich geblendet hat.“ Sie gingen nun ins Haus, wo sie die Mutter beim Stiefelslicker fanden, und er sagte: „Ach, wie müde sind wir doch vom Herausholen der Fische! Laß doch morgen Nayagta ausruhen und diene mir beim Fange wie sie. Ich denke, Du kannst Dich auf den Füßen erhalten, wenn der Fisch an der Reine zieht.“ Die Mutter sagte, ja, und so gingen sie am nächsten Morgen auf das Eis. Zuerst kamen kleine Fische, und sie rief ihm zu, den kleinsten zu harpuniren. Er aber sagte: „Der ist noch immer zu groß.“ In demselben Augenblicke jedoch erschien einer der größten an der Oberfläche, und er schleuderte seinen Wurfspeer und ließ zugleich die Reine fahren, mit welcher der Walfisch nun die Mutter nach dem Rande des Wassers hinzog. Als sie demselben ganz nahe gekommen war, rief er ihr zu: „Erinnerst Du Dich, wie Du mich blind machtest?“ und während sie sich stemmte, schob er sie weiter, indem er sagte: „Dieser Bursche wird mich

rächen.“ Als sie nun hart am Rande des Eises war, rief sie: „Mein Ulo, (Messer), ich habe Dich gesäugt,“ und mit diesen Worten wurde sie ins Wasser gerissen. Noch einmal tauchte sie auf und wieder schrie sie: „Mein Ulo, ich habe Dich gesäugt,“ worauf sie für immer verschwand. Es heißt, daß sie zu einem Fische wurde, und daß sich ihr langer Haarzopf in einen hornigen Stoßzahn verwandelte, wovon die Narwals kommen sollen. Die beiden Geschwister aber bereuten jetzt, was sie gethan, indem sie sich erinnerten, daß die Mutter sie gesäugt hatte. Sie verließen ihr Haus, flohen in die Einöden des Binnenlandes und wurden Kivigtoks*).

Lange waren sie verschwunden. Da war einmal in einem Hause ein Zauberpriester im Begriff, seine Geister zu beschwören. Plötzlich rief er: „Es kommt Einer, ein großes Feuer ist draußen.“ In demselben Augenblicke sagte eine Stimme vor dem Hause: „Kennst Du mich nicht? Hast Du niemals von dem gehört, der seine Mutter als Schwimmblase an der Jagdleine benutzte?“ Eine Weile schwiegen Alle, als er aber seine Frage wiederholte, erwiderte eine alte Frau: „Ich erinnere mich, als ein kleines Mädchen gehört zu haben, daß vor vielen Jahren ein Bruder und eine Schwester gelebt hätten, die ihre arme Mutter als Schwimmblase an einen weißen Walffisch befestigt.“ Der Fremde draußen sagte darauf: „Dieser Mensch bin ich, kommt heraus und seht, wie ich aussehe.“ Der Zauberer ging hinaus, und die Andern folgten, und da sahen sie Tutigak im Mondschein neben dem Boote stehen. Seine Haare waren weiß und bedeckten seinen Kopf wie eine Kapuze von Schneehasenfell, sein Gesicht und seine Hände aber waren kohlschwarz. Er erzählte ihnen, daß seine Schwester wegen hohen Alters nicht mehr gehen könne, daß sie ihre Hütte tief im Innern des Landes hätten und daß ihre Hausgenossen Ungeheuer mit Seehundsköpfen wären. Dann sagte er: „Nun ich bekannt, was ich gethan habe, werde ich mich Menschen nicht mehr zeigen.“ Mit diesen Worten wendete er sich ab und verschwand, und nie hat ihn jemand wieder gesehen.

* * *

Und die Schlußkette vorhin vom Jahre X vor der Eiszeit bis auf das Jahr des Heils 1876 wäre im Ernste gemeint? Ich dünkte wirklich bewiesen zu haben, daß die Eskimo Grönlands und der Baffinsbai directe Nachkommen des urweltlichen Jäger- und Höhlenvolkes Mitteleuropas sind, und daß sie uns im Großen und Ganzen dessen Culturstufe und deren geistiges Leben abspiegeln?

*) Leute, die sich in dieser Weise zurückziehen, um als Einsiedler zu leben, was beiläufig unter den Eskimo häufig vorkommt, werden Kivigtoks genannt, und man glaubt, daß sie übermenschliche Eigenschaften erwerben, namentlich langes Leben, große Schnelligkeit und Prophetengabe.

Vielleicht. Vielleicht aber auch nicht. Es wäre nämlich denkbar, daß ich nur die Absicht gehabt hätte, einmal zu zeigen, wie leicht zufrieden gestellt gewisse Gelehrte auf diesen Gebieten sind*), wie sie mit Siebenmeilenstiefeln denken, und wie rasch vor ihrer Phantasie aus einer entfernten Möglichkeit eine feststehende Thatsache wird.

Der Leser möge errathen, was dem Verfasser Zweck, ob er ein Schalk oder — eben auch nur ein Schnelldenker war. W. Busch.

Die Navajos und der Tanz-Gott.

Der „Temple Bar“ entnehmen wir folgende interessante Anekdote, deren Wahrheit von dem Erzähler Charles G. Leland so bestimmt verbürgt wird, daß wir ihm getrost die Verantwortlichkeit dafür überlassen können.

Wenige Jahre vor dem großen Bürgerkrieg der Vereinigten Staaten war ein Krieg zwischen diesen und den Marajo's oder Messer-Indianern, zu denen auch die Navajo's gehören, fast unvermeidlich. Während die betrügerischen Agenten der Regierung Alles aufboten, den Krieg heraufzubeschwören, da derselbe ihnen die gewünschte Gelegenheit bringen sollte, möglichst viel im Trüben zu fischen, bestrebte sich der Anführer der Truppen, der alte brave General Sharpeye, seinem Volk und Land das Glend eines Indianerkrieges zu ersparen. Es gelang ihm dieses auch, nachdem die Feindseligkeiten schon begonnen hatten, und das hauptsächlichste Friedensmotiv für die Indianer bildete das nachstehende Ereigniß.

Eines Tages fing eine Streifpatrouille einen jungen Navajokrieger ein. Derselbe hatte der Patrouille zuerst eine aufregende Jagd, dann einen hartnäckigen Kampf geboten, sie konnte den Muth des jungen Wilden nicht genug loben. Als der General sich den Gefangenen vorführen ließ, gewährte er sofort, daß der junge Indianer noch nie mit Weißen verkehrt hatte, daß er also dem wildesten Stamme der Feinde angehört, und daß derselbe erwartete, sogleich gemartert und geröstet zu werden, um seinen Vorfahren auf würdige Weise in die glücklichen Jagdgründe zu folgen. In diesen Erwartungen wurde der Gefangene getäuscht; denn der General befahl, ihn einzusperren, streng zu bewachen, aber sonst mit der größten Freundlichkeit zu behandeln. Die specielle Ausführung dieses Befehls wurde dem Lieut. Brown übertragen, welcher ganz besonders die Fähigkeit besaß, sich in das Herz eines

*) Leider auch auf andern, z. B. auf dem der Assyriologie, wo auch in Deutschland Leute sich auf Kathedern mit angeblich sicheren geschichtlichen Wahrheiten bewundern lassen, die näher besehen nichts als spottschlecht begründete Hypothesen sind.